
MICHAEL ZELLER

ARESKLÄNGE

Ukrainische Volksmusik, von einer Gruppe aus Kiew, die zurzeit sehr populär sei im Land: Diese Musik heute Abend in der Philharmonie müsse ich mir unbedingt anhören, drängen mich Ola und Ihor, zwei junge Mitarbeiter des Literaturmuseums von Charkiv. Eher aus Höflichkeit als aus unbändigem Interesse sage ich zu.

Die Philharmonie liegt ein paar Schritte neben dem mächtigen Opernhaus, mit dem das sowjetische Imperium in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Stadt beschenkt hat. Dagegen nimmt die Philharmonie sich bescheiden aus, doch klein ist der Konzertsaal auch nicht gerade. Die Menschen strömen, der Raum ist rasch gefüllt, auch die Ränge oben dicht besetzt. »Kosakenchor« heißt das Ensemble aus der Hauptstadt, und ukrainische Lieder aus der Revolutionszeit sind auf dem Programmzettel angekündigt. Mit »Revolutionszeit« sind die Jahre unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg gemeint, 1917/18, als das Land Ukraine erstmals zu einer staatlichen Form gefunden hatte. Bis es nach kurzer Frist von der sich formierenden Sowjetunion einverleibt wurde und für Jahrzehnte im roten Imperium bis zur Unkenntlichkeit verschwand, nach außen hin jedenfalls.

Diese wenigen souveränen Monate von 1917 leben bis heute im Bewußtsein der Menschen hier weiter als die Heldenepoche des großen nationalen Aufbruchs.

Gerade auch jetzt wieder, nach 2015, in der aktuellen politischen Situation, im Krieg mit dem dominierenden Großen Bruder jenseits der Grenze, nur sechzig Kilometer von Charkiv, ist diese Zeit den Menschen wieder nahegerückt, und es ist zu spüren, wie sehr sie sich an die Erinnerung klammern, mochte das Geschehen damals auch noch so tragisch enden. Als Außenstehender erlebe ich den Schmerz, der in den Menschen sitzt, durchaus nicht als eine romantisch sentimentale Tändelei. Er ist echt, mit Händen zu greifen, über alle politischen Gräben hinweg.

Acht Musiker haben sich inzwischen auf der Bühne vorn locker aufgereiht, die Männer in schwarzen Hemden und Hosen, die beiden Frauen in langen weißen Kleidern. Statt greller Kostümierung sticht mir

etwas anderes ins Auge. Es ist dieser tiefe Ernst, der ihnen allen in die Gesichter geschrieben steht. Kein Lächeln auf ihren Gesichtern, keinerlei Gute-Laune-Impuls geht von ihnen aus. Es ist noch kein Ton erklungen, da ist es schon klar: Nein, diese Musiker hier wollen das Publikum nicht in eine fröhliche Stimmung versetzen. Die wollen hier keine CDs verkaufen. Denen geht es um etwas anderes.

Worum, das weiß ich noch nicht. Am ehesten muß ich an eine Beerdigung denken. Doch Trauer ist es auch nicht, was die Gesichter ausdrücken. Entschlossenheit – das trifft es am ehesten. Ihr Anblick, zumal auf einer Musikhöhne, befremdet mich, macht mich hilflos. Dafür fehlt mir jede Erfahrung.

Zwei unscheinbare Männer, in Alltagskleidung, aufgekremelte Ärmel, kommen auf die Bühne, treten ans Mikrofon. Erst redet der eine, dann der andere. Eile haben beide nicht. Anhaltender Applaus. Dann endlich haben die Musiker das Feld für sich. Der erste Sänger rückt sich das Mikrofon zurecht und – nein. Er singt nicht. Er redet. Das Wort, das immer wieder fällt, ist *svoboda*, Freiheit. Ausführlich erläutert der Musiker das Programm. Wie lange wartet das Publikum hier schon auf den ersten Ton?

Jetzt! Eine markige Melodie, von markigen Stimmen vorgetragen, aus vollem Hals. Auch die beiden Sängerinnen halten mit. Das Publikum ist aufgestanden, der ganze Saal, da bleibt keiner sitzen. Erleichtert lasse ich mich danach mit den anderen wieder in den Sitz fallen. Das ganze Konzert werde ich zum Glück also nicht stehen müssen. Doch zwei-, dreimal erhebt sich der Saal nochmals, es wird auch kräftig mitgesungen. Der Applaus nach jedem Lied ist heftig, dem forschenden Klang der Musik angemessen.

Einen Kammerton werde ich heute Abend nicht erwarten dürfen. Es sind durchwegs zackige, stramme Lieder, gut zum Wandern – oder zum Marschieren. So muß es in Zeiten einer Revolution wohl klingen. Ich bin nicht traurig, keine erlebt zu haben. Ein ästhetisches Vergnügen jedenfalls ist mir wohl nicht entgangen. Die Lateiner hatten, wie meistens, schon recht: Wenn die Waffen sprechen, schweigen die Musen.

Meine Gefühle während dieses Konzerts kann ich nicht anders als befremdet umschreiben, und anfangs mokiere ich mich auch noch ein bißchen. Natürlich zeige ich das nicht, schon wegen Ola und Ihor, die mich zum Besuch dieses Konzerts mit begeisterten Worten aufgefordert hatten. Jetzt sitzen wir Seite an Seite, und die beiden jungen Ukrainer neben mir glühen. Ihre emotionale Zustimmung ist so deutlich, daß ich sie damit nicht allein lassen möchte. Ola flüstere ich schon mal eine anerkennende Bemerkung über diese oder jene Melodie ins Ohr.

Eine Unterbrechung. Der führende Sänger reißt bei einer seiner wortreichen Moderationen die Stimme noch weiter nach oben und weist mit ausladender großer Gebärde ins Publikum. Hinten im Saal halten zwei Zuhörer eine riesige Fahne in den gelbblauen Landesfarben hoch, über eine halbe Sitzreihe hinweg. Sofort verschwinden die beiden Sängerinnen in die Kulisse und kommen ihrerseits mit der ukrainischen Standarte auf die Bühne zurück, und dort bleibt sie auch, während des ganzen Konzerts.

Es ist zu Ende. Der Applaus, passend zur Musik, gerät donnernd. Aber es scheint mir weniger der Dank an die Interpreten zu sein, oder Bewunderung für ihre Sangeskunst. Es geht um anderes. Es geht um mehr. Diese Lieder eben haben etwas zwischen Sängern und Zuhörern gestiftet, ein Eins-Sein, das im Symbol der Nationalfahne sein Symbol gefunden hat. An diesem Abend hat sich hier im Saal eine Kraft aufgebaut, ein ausgesprochen starker gemeinsamer Wunsch und Wille steht im Raum, durchaus keine hysterische Massenpsychose. Da ist, in aller Verhaltenseinheit, eine Leidenschaft entfacht worden, der auch ich mich als nicht Betroffener schwer entziehen kann.

Ich spüre eine Lebensenergie, die mir unbekannt ist. Ich weiß nicht, wie damit umzugehen sei. Sofort reflexartig zurück ins Schneckenhaus zu kriechen, wenn es um Nationales geht, mag ich schon lange nicht mehr. Auch die spöttische Distanz zu Beginn des Konzerts ist mir bereits eine ganze Weile abhanden gekommen. Mitzuerleben, wie sich über Musik und Worte Emotionen in Menschen aufbauen – angesichts dieses lebendig gewordenen Gemeinschaftsgeistes hätte ich mich vor mir selbst genieren müssen, wenn ich mich davor wieder versteckt hätte im anti-nationalen Ressentiment, das mir in Nachkriegsdeutschland anerzogen wurde (aus guten, vielmehr schlimmen Gründen), und das ich fast mein ganzes Leben mit mir herumgetragen habe als mein zweites Ich. Dieses erlittene Defizit spüre ich schmerzlich in dieser Stunde,

und beim Anstehen bei der Garderobe kommt mir der Gedanke: Eine Seelenregung zu unterdrücken, so unliebsam sie einem sein mag, ist eine hochriskante seelische Operation. Die Seele rächt sich dafür, und immer auf das Unerwartetste.

Am Ausgang der Philharmonie warten Ola und Ihor auf mich. Eng eingezwängt zwischen all diesen aufgeladenen Menschen, schieben sie sich von der Seite an mich heran, die blassen Gesicht sichtbar gerötet. Beide sind sie, wie viele Junge hier, schüchtern im Umgang mit Ausländern, und mit ihrem Englisch kommen sie auch nicht weit. Doch sie wollten nicht gehen, ohne mir noch rasch die nächste Metro-Station zu nennen.

Wir treten ins Freie, ziehen die erfrischende Luft des Spätsommerabends tief in unsere Lungen. Natürlich gestehe ich ihnen: bei allem Respekt sei mir als Deutschem dieser Abend schon ziemlich fremd geblieben. Ola versteht sofort. Die Deutschen sind ja schließlich weltweit bekannt dafür, daß sie mit dem Nationalen nicht umgehen können. Aber sie möchte mir auch etwas erklären. Schließlich waren sie es ja, die mir das Konzert so eindringlich ans Herz gelegt hatten.

»Diese Revolutionslieder von eben sind hundert Jahre alt«, sagt Ola, »und wir können sie heute genauso singen wie damals. Wir stehen wieder mitten im selben Krieg.«

Dann werden wir drei auseinandergedrängt und verlieren uns für diesen Abend. Schade. Es wäre noch viel zu reden gewesen zwischen Ola und Ihor und mir. Über unsere nationalen Stärken, über unsere nationalen Defizite.